Die Lage in Deutschland.

Wie der Zusammenbruch kam. — Der überspannte Bogen brach. — Das Entstehen der Arbeiter- und Soldatenräte. — Ohne viel Blutvergießen vollzog sich die Revolution. — Probleme der Gegenwart und Zukunft.

Im „Berner Bund" vom 10. Dezember findet sich die nachstehende Schilderung der Entwicklungen und Wirrnisse, die seit Beendigung des großen Krieges in Deutschland herrschen und die den Lesern einen übersichtlichen Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten bieten, mit denen das deutsche Volk in dieser schweren Zeit zu kämpfen hat.

* * *

I.

Die Niederlage.

Als jede Hoffnung auf Erfolg mit militärischen Mitteln geschwunden war, suchte die oberste Heeresleitung, Heer und Land dem Verderben zu entziehen, indem sie die Reichsregierung aufforderte, die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken.

Die Regierung gehorchte und erklärte, um den Waffenstillstand zu erhalten, die Annahme der sogenannten Wilsonschen Prinzipien im Voraus und insgesamt. Dann stellte sie sich, in neuer Zusammensetzung, dem Volke vor und rechtfertigte ihren plötzlichen Schritt mit einem neuen Geiste. Sie gab große innere Reformen als Unterpfand, verheimlichte, daß der Heerführer die Waffenruhe gefordert hatte, ließ die meisten Persönlichkeiten der alten Richtung unangetastet, hatte die fast einstimmige Billigung der Wortführer der öffentlichen Meinung — das Volk sah in all dem das offiziöse Eingeständnis der Niederlage.

Niederlage ist ein furchtbares Wort für ein Volk, das jahrelang mit Begeisterung, Erbitterung und Verzweiflung alle seine Lebenskraft in den Kampf gegen den besten Teil der Welt gelegt hat, das weder auf Hilfe, noch Freunde rechnet, auf den Edelmut der Gegner angewiesen ist und nicht an ihn glaubt, weder der Schuldlosigkeit der Gegner, noch seiner eigenen traut und in hohen Worten nur Vorwände für die überall gleichen Instinkte vermutet. Das deutsche Volk erwartete harte Waffenstillstandsbedingungen gemäß dem Beispiel, das es selbst gegeben hatte — nicht ganz so hart, wie sie dann gestellt wurden — und einen harten Frieden, das heißt den gerechten Frieden des Siegers nach altem europäischen Muster. Es hörte mit trübem Verständnis die neue Botschaft von seiner politischen Mündigkeit, von dem Vertrauen in Wilson und dem künftigen Bund der freien Völker und gleichen und friedlichen Lebensbedingungen.

Die notgedrungene Verurteilung der Gründe, Mittel und Ziele des deutschen Krieges, welche die Annahme der Wilsonschen Prinzipien in sich schloß, machte auf das deutsche Volk wenig Eindruck. Es konnte ja auch nicht auf einmal aus den Gedankengängen heraus, die ihm geläufig waren. Dazu fehlte Zeit, Material und Ueberblick. Für es bestand in der Niederlage, in der fruchtlosen Ausbeutung des Volkes die Hauptschuld der Treiber und Verlängerer des Krieges.

Vielleicht wäre das Bild der Niederlage noch kein genügender Grund gewesen für die Umwälzung, die nun folgte. Wenigstens für das deutsche Volk nicht, das geistig und körperlich überanstrengt, halb verhungert, halb verblutet, allmählich in dem Frieden die Erlösung vom größten Uebel sah, selbst wenn er das Schicksal des Besiegten brachte.

Es gab aber Leute, die von einer gewaltigen letzten Anstrengung des ganzen Volkes, von einer Nationalverteidigung sprachen, für den Fall, daß die Gegner entwürdigende Bedingungen stellen sollten. Als ob das Volk sein Letztes nicht schon längst hergegeben hätte, als ob damit, daß die oberste Heeresleitung dem Friedensschritt der Regierung beigepflichtet hatte, nicht erwiesen wäre, daß nichts mehr zu hoffen sei! — Es ging das Gerücht, die Flotte sollte zu einem gigantischen Todeskampfe eingesetzt werden. Die zahlreichen Soldaten und Wehrpflichtigen im Lande fürchteten, nochmals kämpfen zu müssen.

Da brach der überspannte Bogen. Bevor noch die Bedingungen der Waffenruhe bekannt geworden waren, erfolgte der Aufstand der Matrosen und übertrug sich mit der elementaren Wucht einer Explosion auf sämtliche Angehörige der Wehrmacht auf deutschem Boden.

II.

Der Aufstand der Soldaten.

Der Aufstand erfolgte nicht unter Führung der Offiziere, sondern gegen die Offiziere. Es ist der Aufstand des gemeinen Mannes, in dessen Hand die Waffen sind. Wo immer in Deutschland Militär stand, bildeten sich Soldatenräte. Ihre Organisation ist vorläufig lokal, kaum in größeren Landesbezirken, geschweige denn im Reich zentralisiert. Bestrebungen zur Zusammenfassung sind im Gange, das Durcheinander ist aber noch sehr groß. Ueberall ist die tatsächliche Macht bei den Soldatenräten deren Maschinengewehre nur noch dem Willen der Soldaten botmäßig sind. Es gibt in Deutschland keinen Offizier mehr, der als Vorgesetzter anerkannt wird, ohne daß er sich zuvor dem souveränen Soldatenrat unterworfen hat und von ihm seine Kompetenz zugeteilt oder bestätigt erhielt. Anscheinend ist es auch an der Front so gegangen, aber dort haben die Erfordernisse des Dienstes, des Rückmarsches, der Lebenserhaltung, im großen ganzen die Formationen und den Apparat überhaupt erhalten. Sobald aber der Soldat an seinem Bestimmungsort in der Heimat angelangt und gewissermaßen nichts mehr zu tun ist, sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Auflösung eine ebenso vollkommene ist wie bei den Heimattruppen.

Von einer deutschen Armee kann zu Hause nicht mehr gesprochen werden. Wohl blieben so gut wie alle Offiziere, die akzeptiert wurden, aber sie sind es jetzt, die zu gehorchen haben, die kontrolliert werden. Sie haben Bureau- und Verwaltungstätigkeiten, aber man sieht zu Hause keine Truppe, die sie kommandieren, die mit ihnen marschiert. Dagegen sieht man überall eine ungeordnete Menge Soldaten aller Waffengattungen. Sie füllen die Eisenbahnzüge, die Bahnhöfe, die Straßen und Unterkunftsräume. Viele sind auf dem Wege nach Hause von einem Posten, den sie auf eigene Faust verlassen haben. Aber was in den Städten zurückbleibt und anscheinend zu bleiben entschlossen ist, ist doch eine ungeheure Menge. Nicht nur, weil viele entwurzelt sind, kein Heim und keine Arbeitsgelegenheit haben, sondern weil sie nach den überwältigenden Erlebnissen der Kriegsjahre sich in das frühere Leben einfach nicht zurückfinden können. In den Städten sorgen die Soldatenräte für Bezahlung, Nahrung, Unterkunft, gibt es allerhand Aufgaben, keine eintönige Arbeit, kann man durch Zusammenballen am besten seine Interessen wahren. Zudem steht man im Winter, der auch das platte Land wenig aufnahmefähig macht, regt sich kaum ein neues Unternehmen- und Arbeiterleben, an dem man sich beteiligen könnte, ist keine andere Kleidung zu bekommen, als die Uniform, die man anhat, ist die Ernährung ängstlich und bedrohlich knapp und in der Staatsanstalt noch am gesichertsten.

So kommt es, daß Frauen und halbe Kinder ihre Arbeit an Stelle der Männer weiter verrichten und Tausende von Männern in Uniform herumstehen. Mag das auch nicht lange so bleiben, so scheinen doch die Leute um die Soldatenräte für lange Zeit keine Lust zu haben, auseinanderzugehen und ihre Maschinengewehre zurückzulassen, deren Besitz, auch wenn sie schweigen, eine so große Bedeutung hat. Der Glaube an das Maschinengewehr ist vom Kriege her übriggeblieben. Der Militarismus, draußen geschlagen, hat sich im Inlande führerlos gemacht und herrscht jetzt von unten nach oben, statt von oben nach unten.

III.

Die neue Regierung.

Nicht nur für das militärische Verhältnis gilt die Umkehrung der Autorität. Die Soldaten haben sich als die Herren der gesamten Regierungsgewalt erklärt.

Betrachten wir die Reichshauptstadt. Mit den Soldatenräten erschienen in Berlin die Volksbeauftragten, welche kraft Ermächtigung der Soldaten die oberste Leitung der Reichsämter für sich in Anspruch nahmen und die bisherigen Staatssekretäre, soweit sie belassen wurden, zu bloßen fachmännischen Beratern herabdrückten.

Da die Soldaten den Arbeiterkreisen am nächsten stehen und großenteils selbst Arbeiter waren, welche den sozialdemokratischen Organisationen angehören, so war es natürlich, daß die Spitzen der neuen Regierung aus den sozialistischen Führern gebildet wurden.

Jeder der alten sozialistischen Führer, ob bisher Regierungssozialist oder Unabhängiger, hatte in den Soldaten- und Arbeiterräten seine alten Anhänger. Die einen schätzen Scheidemann und Ebert, die andern Haase und Dittmann. So kam es zu dem Kompromiß, daß Vertreter beider Gruppen in die Reichsregierung entsandt wurden.

Wohl weil es den Soldaten, aber auch den sozialdemokratischen Führern an geeigneten Personen gefehlt haben würde, um die hohen und mittleren Beamtenstellen neu zu besetzen, sind im allgemeinen alle Beamtenkörper unverändert geblieben. Vielfach wurde sogar verlangt, daß jedermann auf seinem Posten verbleibe, damit das Funktionieren des staatlichen Apparates in keiner Weise gestört werde. Die Behörden fügten sich dem neuen Regime, ebenso wie die Offiziere sich gefügt hatten. Unter der Parole, daß man auch bisher nur Organ gewesen sei, und, wie 1914, zur Verhütung von Schlimmerem alle Kräfte sich zur Verfügung stellen müßten, ist der seltsame Zustand eingetreten, daß es nicht ein paar tausend hohe Beamte und Offiziere in unabhängiger materieller Lage gab, die freiwillig sich zurückgezogen hätten. Die treuesten Diener der gestürzten Monarchen fanden ihr Gewissen spätestens dann beruhigt, als sie ihres Treueides entbunden wurden. Außerhalb Deutschlands findet man es wahrscheinlich anstößig, daß selbst ein so radikaler Umschwung nicht alle Namen entfernt hat, die während des Krieges viel genannt wurden und als kompromittiert galten. In Deutschland denkt man anders, nicht so individuell, und meint, das Bekenntnis zur prinzipiellen Neuorientierung sei genügend, und der Ausfall tüchtiger Fachkräfte oder beliebter Führer sei zu vermeiden. Müssen sie doch weg, so geschieht es mit Rücksicht auf den Geschmack der Gegner.

Dem Charakter der Umwälzung entsprechend, die auf eine vollkommene Diktatur der Arbeiter- und Soldatenräte durch ihre sozialistischen Vertrauensleute hinauslief, ist der Reichstag als aufgelöst erklärt worden. Auch die Dynastien sind verschwunden, wie ein Luxus, den sich das deutsche Volk nicht mehr leisten konnte.

Alle Veränderungen haben sich ohne einen nennenswerten Widerstand abgespielt. Die übrige Bevölkerung fügte sich ebenso wie die Offiziere und Beamten. Ueberall hört man mit Stolz, daß kein Blutvergießen nötig und nach wenigen Stunden alles wieder ruhig war.

Aehnlich wie in der Reichshauptstadt ist es auch anderwärts zugegangen. Nehmen wir München als Beispiel. Mit behördlicher Genehmigung findet eine große Volksversammlung statt, auf freiem Felde. Sie soll eine Friedensdemonstration und ein Ventil sein. Aber die Stunde ist reif. Während programmgemäße Reden gehalten werden, zieht der unabhängige Sozialistenführer Eisner mit einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Soldaten zu den Kasernen, wo man die Mannschaften konsigniert gehalten hatte. Sie schließen sich an, die öffentlichen Gebäude werden besetzt, man zieht ins Landtagsgebäude, Eisner wird zum Ministerpräsidenten ausgerufen, er bietet verschiedenen Persönlichkeiten Ministerportefeuilles an. Die Republik wird erklärt, ein schönes und beruhigendes Manifest wird erlassen. Die königliche Familie flieht, von ihrer ganzen Umgebung verlassen, unbekannt wohin. Sie hätte ebenso gut bleiben können, niemand hätte ihr etwas getan. Nach kürzester Zeit hat alles wieder das gewohnte Aussehen. Die notleidende Bevölkerung hat das erste Durcheinander benutzt, um in Kasernen, Lazaretten usw. etwas zu plündern, die Soldaten stellen das bald ab. In den Ministerien stehen ein paar neue Leute an der Spitze, sonst ist alles geblieben, was bleiben durfte. Delegierte des Soldatenrates kommen täglich, die Minister zu kontrollieren, die auch ihrerseits die nötige fortlaufende Fühlung mit den Soldaten halten. Die früheren großen politischen Parteien, außer den Sozialdemokraten, so das Zentrum, die Bauernpartei, stehen abseits. Ueberhaupt hat die Masse der Bevölkerung, sogar die Studentenschaft, kaum Anteil genommen. Fühlung mit dem Lande draußen besteht so gut wie nicht. Trotzdem sitzt im Sattel, wer die Soldaten und auch Arbeiter hinter sich hat.

IV.

Die nächsten Probleme.

Wenn wir davon ausgehen, daß der Volksaufstand ein elementares Ereignis war und wie etwas Verdientes hingenommen werden muß, so ist doch die Frage nicht weniger dringend, wie lange das dauern und wohin es führen soll.

Was man für Deutschland wünschen möchte, ist zunächst die Erhaltung und Verbesserung seiner Einheit. Die bisherigen Bundesstaaten waren künstliche, auf die Dynastien zugeschnittene Gebilde von so ungleicher Größe, daß das Uebergewicht Preußens über alle andern Staaten zusammen ein bedeutendes war und dem Wesen eines wirklichen Bundesstaates widersprach. Die Umwälzung, welche die Dynastien entfernte, hat die Formen der bisherigen Bundesstaaten unberührt gelassen, und es bestehen in Anbetracht des allgemeinen Elendes, der Enttäuschung über das Reich, der Ränke gegen das preußische Regime starke Tendenzen in verschiedenen Teilen des deutschen Reiches, wieder größere Selbständigkeit zu gewinnen, die bis zur Lostrennung gehen könnten. Das wäre der Rückfall in die unwürdigsten Zeiten. Es würde einer unendlichen Vergeudung von Kräften bedürfen, um die Deutschen später wieder zusammenzubringen, wenn es jetzt, wo alles in Fluß gekommen ist, nicht gelänge, das Reich richtig auszubauen. Die Deutschen wollen seit Jahrhunderten ihre Einigkeit, haben aber nie erlangt, was sie eigentlich wollten. Sie dürfen dies nicht vergessen, indem sie ihre Abneigung gegen Zustände fortwirken lassen, die nun beseitigt sind. Nicht einmal als föderative Grundlage sind die gegenwärtigen Bundesstaaten geeignet, Preußen umfaßt die verschiedensten deutschen Stämme in einem Staat und ist zu groß. Ein großer Teil der Einwohner Bayerns sind Franken, die seit kaum hundert Jahren zu diesem Staat geschlagen wurden, die Schwaben sind unter verschiedene Bundesstaaten verteilt, und was dergleichen Beispiele mehr sind. Die beste Lösung ist, die Bundesstaaten ganz aufzuheben, das Reich stärker auszubauen und in Stammeslandschaften aufzuteilen, die lediglich selbständige Verwaltungsbezirke bilden gemäß ihrer lokalen Eigenart, keinesfalls aber mit einer Vertretung nach außen. Dies versperrt den Dynastien die Rückkehr, macht Kräfte frei, statt sie zu zersplittern und wird ein ähnlicher Segen sein, wie es seinerzeit die Gründung des Zollvereins war. Niemals haben die Deutschen den Föderalismus als notwendig erachtet; höchstens die Dynastien dachten zeitweise so.

Daß Deutschland die republikanische Staatsform dauernd wählen soll und wird, erscheint selbstverständlich. Das gewohnte monarchische Dach über den Köpfen, unter dem es so unheimlich zugegangen ist, ist allen verleidet. Die Frage der einheitlichen deutschen Politik sollte das Hauptstichwort sein, unter dem die Nationalversammlung zusammentritt. Schon vorher sollten die Vertreter der gegenwärtigen deutschen Republiken auf einer ständig tagenden Bundeskonferenz die innere Neuteilung Deutschlands und den festen Ausbau des Reiches durchberaten.

Was die Nationalversammlung anlangt, so ist es aus inneren und äußeren Gründen erforderlich, daß sie in kürzester Zeit zusammentritt. Das ganze Volk will diese Wahlen, an denen zweckmäßig Frauen wie Männer teilhaben sollten, und erträgt unter dieser Voraussetzung die jetzigen Zustände noch gelassener, als seine wehrlose Lage ohnehin erfordert. Die ständigen Vertretungen, Hinzunahme von Gewerberäten, Bauernräten, Räten der geistigen Arbeiter, wie sie teilweise von den jetzigen Machthabern als Ersatz für die Nationalversammlung geplant wurden, dünken der Masse des Volkes durchaus nicht als Aequivalent. Es ist anzuerkennen, daß die Soldatenräte schon manche vernünftige Resolution zugunsten der Nationalversammlung veröffentlicht haben. Aber es ist auch ersichtlich, daß die Meinungen noch nicht genügend befestigt sind und wechseln. Welche Richtung siegt, wird wesentlich von dem Einfluß der jetzigen politischen Führer auf die Soldatenräte abhängen. In dieser Hinsicht sind die vielgeschmähten Regierungssozialisten die liberalsten unter den Diktatoren. Sie wollen das ganze Volk frei zu Wort kommen lassen und ihr sozialistisches Programm stufenweise ohne weitere schwere Schädigung des Volkskörpers verwirklichen, während die unabhängigen Sozialisten die Nationalversammlung, die nach ihrer Ansicht ein Werkzeug der Reaktion werden könnte, nicht eher zu sehen wünschten, als bis die sozialistische Herrschaft befestigt und eine große Mehrheit zur Durchführung der Sozialisierung gesichert sei.

Dies bringt uns vor Augen, daß es ein großer Uebelstand ist, wenn die Leitung des Landes ausschließlich in den Händen von Angehörigen der sozialdemokratischen Partei ist. Eine provisorische parteilose Reichsregierung wäre viel besser am Platz gewesen und die sozialdemokratischen Führer hätten dies den Soldatenräten wohl klar machen können. Die Beruhigung im Innern, namentlich aber die Wirkung nach außen, auf die im Interesse des Friedensschlusses, der Ernährung usw. so großer Wert gelegt wird, wäre ein viel besseres gewesen. Man möchte hoffen, daß entsprechende Veränderung noch beschlossen werden.

In der Tat spielt der Gegensatz zwischen bürgerlich und sozialistisch bei den Problemen, die zunächst zu lösen sind, nicht die alte Rolle. Auch in der Nationalversammlung kann eine bürgerliche Mehrheit mit ihren Theorien kaum etwas anderes anfangen, als eine sozialistische. Es müssen gewaltige finanzielle Opfer gebracht werden, die den Besitz so gut wie konfiszieren; alle müssen von vorne anfangen. Bei so gewaltigen, gemeinsam eingegangenen und zu tragenden Verpflichtungen verlieren die alten Parteigruppierungen vorläufig ihren Sinn. Das Geld hat jetzt keinen höheren Wert mehr als das Leben. Es handelt sich darum, die Vergangenheit zu liquidieren und wieder gesicherte Verhältnisse zu schaffen, unter denen man überhaupt leben kann. Dann kann man wieder darüber streiten, ob die kapitalistische oder sozialistische Wirtschaftsordnung oder beide am Platze sind; dann wird auch die Zeit günstiger für Experimente sein, als dieser Augenblick tiefsten Niederganges und größter Beunruhigung.

Sollte der Reichstag noch einmal zusammentreten, was schon wegen der Vorbereitung der Nationalversammlung erwünscht wäre, so wenig man von seinen jetzigen Mitgliedern halten mag, so würden die Abgeordneten am besten die alte Parteiangehörigkeit ignorieren und als wirkliche Einzelpersönlichkeiten zu den wenigen aber großen Fragen Stellung nehmen.

Sehr wichtig ist, daß die Soldatenherrschaft baldigst verschwindet. Die Soldaten dürfen auch einer diktatorischen Regierung höchstens zur Verfügung stehen, nicht aber sie beherrschen wie eine Prätorianertruppe, wenn man irgend welches Zutrauen in die deutschen Zustände gewinnen soll. Die Soldatenräte können gewiß soldatische Angelegenheiten vertreten, z. B. mitwirken, soweit ihre materielle Lage, die Ernennung ihrer Führer in Betracht kommt; aber sie dürfen nicht länger auf andere Verwaltungsgebiete übergreifen. Sie müssen einem bestimmten Organ der Regierung unterstehen und gehorchen. Solange sie ihre jetzige Bedeutung haben, ist eine Nationalversammlung oder eine zuverlässige Wahl nicht gut denkbar. Man müßte sich sehr in dem deutschen Soldaten täuschen, wenn man nicht annehmen dürfte, daß er diese Notwendigkeit einsieht, sobald die Führer sie ihm wirklich klar machen wollen. Es fehlt weder an Argumenten noch übrigens an einigen Mitteln, um auch auf den Soldaten zu wirken, daß er nicht weiter die Regierung beauftragt, sondern die Regierung ihn. In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, daß sich aller Orten die Bildung einer freiwilligen Landeswehr empfiehlt, in die auch die bisherigen Soldaten nach Möglichkeit einzugliedern sind. Dann erst werden sie was sie jetzt auf eigene Faust sein wollen: ein Element der Ordnung für das ganze Land.

V.

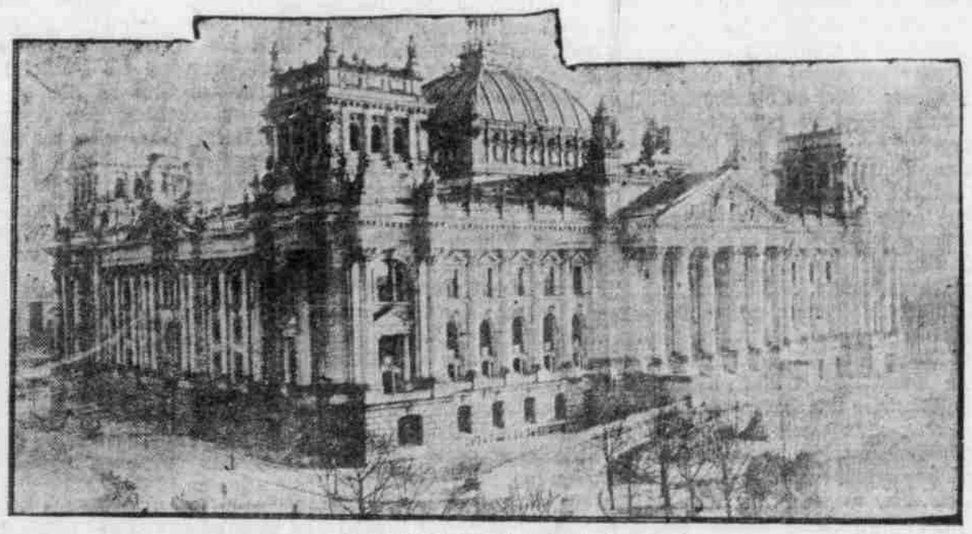
Schlußwort.

Es gibt noch andere Aufgaben in Hülle und Fülle. Wir wollen uns mit dieser Skizze der wichtigsten und dringendsten begnügen, von deren Lösung die Fortdauer des deutschen Staatsgebildes und seine Verhandlungsfähigkeit abhängt. Vielleicht ist es logisch zu sagen: Wir müssen erst eine gesicherte Ernährung, Arbeit und Frieden haben, bevor wir eine geordnete Regierung bilden können. Aber diese Ziele werden mit größerer Sicherheit erreicht, wenn Deutschland zuerst den allgemeinen Rahmen und den festen Geist zeigt, in dem es sich künftig selbst regieren und mit den Nachbarn leben will. Je eiliger die Ernährungs- und Arbeitsfürsorge ist, um so eiliger ist die Umbildung der durch den Soldatenaufstand geschaffenen Zustände.

Daß es in Deutschland nicht nur hinsichtlich der Nahrungsmittel an dem nötigsten Lebensbedarf fehlt, zumal die Verkehrsmittel und der Verkehrswille gesunken ist, braucht man kaum mehr zu sagen. Aus diesem Grunde allein ist es von einer völligen Zersetzung bedroht und auf Hilfe von außen angewiesen. Damit diese Hilfe nicht in der entwürdigenden Form schwerwiegender Eingriffe von außen her eintritt, muß Deutschland sofort für das, was noch von ihm abhängt, sorgen.

Möge die Not der Zeit nicht ein demoralisiertes und verzweifeltes Deutschland finden, sondern der Anlaß zu einem neuen Schwung, zu einer opferwilligen Begeisterung sein, die auch die bisherigen Gegner mitreißt und uns alle von einem Rückfall in Gesinnungen und Berechnungen fernhält, die während 2000 Jahren in Europa immer neue Verstrickungen von Schuld und Sühne, aber keinen bleibenden Friedensschluß geschaffen haben.

Bern, den 6. Dezember 1918.



Das Reichstagsgebäude in Berlin.

Die Zukunft des Theaters in Frankreich.

In der französischen Zeitschrift „L'Europe Nouvelle" hat Marc Henry eine Umfrage über die Zukunft des Theaters in Frankreich veröffentlicht, aus deren Ergebnissen Otto Grautoff im „Literarischen Echo" einige bemerkenswertere Beiträge mitteilt. Paul Adam hat in pathetischer Entrüstung geantwortet, bevor auf dem Kriegsschauplatz die Tragödie nicht beendet sei, dürfe man nicht an die Literatur denken. Die Pflege der Literatur grenze an Verrat. Diese Kriegsverbissenheit geht selbst dem „Temps" zu weit. Er hält Paul Adam entgegen, mit welchem Recht er während des Krieges aus den Reihen der Literaten desertieren wolle. Das Wort sei die einzige Waffe, die ein Schriftsteller rechtmäßig schwingen könne. Fernand Vandérem hat das Problem sachlicher und vorurteilsloser durchdacht, ist aber zu dem Schluß gekommen, daß sich während dieser gewaltigen Weltkrise schwer etwas Positives über das Theater sagen ließe, da man weder das Publikum, noch die Autoren des Theaters von morgen kenne. Pierre Lalo lenkte die Aufmerksamkeit der Franzosen auf einige vergessene komische Opern des 18. Jahrhunderts und klagte bitter, daß die Pariser Theaterleiter vor dem Kriege zugunsten mehr oder minder fragwürdiger Erzeugnisse des Auslandes sich um die alten Kunstschätze des eigenen Landes nicht gekümmert hätten. Gémier hat leidenschaftsvoll ausgerufen: „Wenn das Publikum nach so vielen Heldentaten zu den Niedrigkeiten des Vaudeville, zu den Schändlichkeiten der Varietébühnen, zu den Albernheiten der Films zurückkehrt, so hätten die Sieger der Marneschlacht umsonst gekämpft."

Gar mancher, der des Dankes kalt vergißt,
Entschuldigt sich: „Ein Glück ist 's ja, zu schenken!"
Daß Geben seliger denn Nehmen ist,
Darf aber nur der Geber denken!

*

Das Familienglück wächst nicht immer mit der Familie.

Eine seltsame Löwenjagd.

Aus dem „Pester Lloyd" vom 8. November.

Der Schritt vom Viehraub zur Menschenfresserei ist erfahrungsgemäß beim Löwen sehr schnell getan. In manchen sehr löwenreichen Gegenden Ostafrikas gibt es ältere Löwen, die überhaupt ein für allemal nur von Menschenfleisch leben und sich nicht genieren, abends zwischen die an hell brennenden Feuern sitzenden Neger zu springen und sich einen von ihnen herauszuholen. Ganz freche suchen sogar am hellichten Tag sich den Menschen zu nähern und sie anzugreifen. Man kann es sich also ruhig zum Prinzip machen, einen Vieh raubenden Löwen abzuschießen, wenn man ihn, wie der Pflanzer Gerhart v. Bhern in seinem Werke über Ostafrika witzig bemerkt, beiläufig gesagt, auch kriegt. Schon öfter war ihm, so erzählt er, von seinen Leuten berichtet worden, daß sich in der Nähe des Dorfes Kichakimba ein scheinbar alter Mähnenlöwe herumtreibe. Es ist natürlich immer verdächtig, wenn ein Löwe anfängt, spähende Blicke in ein Dorf zu werfen. Es lag aber noch kein Grund zum Einschreiten vor. Eines Tages aber wurde berichtet, der Löwe hätte in Kichakimba ein Schaf geschlagen. „Ich baute," so heißt es nun, „mit aller Vorsicht in der Nähe des Dorfes eine sogenannte „Löwenboma", das heißt einen kleinen, nach einer Seite offenen Stall, in dem ein Schaf angepflöckt wurde. An den nicht offenen Seiten wurde der Stall mit dichtem Dornengestrüpp umgeben, und an der Tür lag das Eisen, leider damals ein älteres, das aber mein Jäger als durchaus genügend bezeichnete. Ich traute dem Frieden nicht recht, und richtig hatte es sich der Löwe, der tatsächlich in der nächsten Nacht in das Eisen ging, abgestreift. Bereits in der darauffolgenden Nacht schlug der Löwe im Dorf Subuluni eine Kuh. An der gerissenen Kuh stellte ich mehrere Eisen auf, aber auch aus einem dieser stärkeren Löweneisen befreite sich das Raubtier, ohne Schaden zu nehmen. Nun aber hatte ich die Sache satt. Der „simba" sollte und mußte mein werden. Ich nahm daher mein allerstärkstes Eisen, das ich hatte, und stellte es in die Wasserlache, von der ich wußte, daß dort der Löwe allnächtlich seinen Durst stillte. Am nächsten Morgen kam einer meiner Aufseher mit der Meldung: „Simba amekamatwa na mtego" (Der Löwe ist vom Eisen eingefangen worden), und zwar sollte er unweit der Wasserstelle mit dem Eisen im Busch sitzen. Ich ging also hin. Nichts war von dem Löwen zu sehen und doch behaupteten meine Leute, er säße da. Ich sagte ihnen, wenn sie es so genau wüßten, so sollten sie gefälligst selbst etwas vorangehen und mir die Stelle zeigen. Zögernd taten sie es. Da — brüllte der Löwe kurz vor ihnen zweimal auf, und hinauf waren die Mutigen auf eine Palme, die in ihrer Nähe stand. Da ich den Löwen im Gras nicht vor mir sah, mußte er in oder gleich hinter einem kleinen Busch liegen, der vor mir war. Vorsichtig pirschte ich mich also vorwärts und spähte durch eine Oeffnung in den heckenartig gewachsenen Busch. Und da sah ich ihn. Etwa vierzig Schritte von mir entfernt lag er, der Gewaltige, im Gras, seinen mächtigen Kopf auf die kranke, im Eisen eingeklemmte Pranke aufgelegt und äugte mich an. Schnell wollte ich schießen, aber ehe ich abkommen konnte, drehte sich plötzlich der Löwe wie ein Kreisel um sich selbst und war aus dem Eisen heraus. So schnell ich konnte, lief ich um den Busch herum, um die Bestie doch noch zu Schuß zu bekommen.

Zu spät! Am Eisen aber lagen Krallen und Fleisch- und Hautfetzen. Das Raubtier hatte sich also unter gewaltigster Kraftanstrengung abermals befreit und dabei seine Pranke auf gräßlichste Weise verstümmelt. Eine ganze Zeit sah ich nichts mehr von dem Löwen, hörte aber, daß ihn einige Leute früh bei Tagesgrauen gesehen hatten, hinkend und abgemagert. Es war klar, daß nun für den kranken Löwen die nächste Station der Menschenraub sein würde, da er sich kein Wild mehr fangen konnte. Ich versuchte es auf alle Weise, dem Löwen beizukommen, aber es gelang mir nicht, denn er hielt keinen Wechsel mehr. Nach etwa zehn Tagen sah ich auf einmal früh morgens, daß ein großes Raubtier in meinen Hühnerstall eingebrochen war. Einige tote Hühner und Truthühner lagen noch herum, von anderen, bereits verzehrten, waren die Köpfe übrig. Das mußte also Löwenarbeit sein, denn der Löwe läßt von jedem Tier, das er frißt, den Kopf übrig, was der Leopard nicht tut. Es war etwas so durchaus Ungewöhnliches, daß ein Löwe auf „Hühnerjagd" geht, daß es sich in diesem Falle nur um den kranken Löwen handeln konnte. Also noch einmal das große Eisen her, und gut aufgepaßt! Selbstverständlich war ich der Meinung gewesen, der Löwe würde sich erst mitten in der Nacht einstellen, aber bereits abends halb 8 Uhr, als wir mit einem Assistenten, den ich eingeladen hatte, beim Abendessen saßen, ließ uns ein furchtbar dröhnendes Brüllen auffahren. Dieses Brüllen kam aus dem nur vierzig Schritt vom Hause entfernten Hühnerstall. „Er" saß also im Eisen. Die Nacht war stockfinster und nichts zu sehen. Ich ließ nun bereitgestellte Fackeln anzünden und meine Boys sollten mir damit voranleuchten. Das taten sie aber nicht, sondern blieben mit den Fackeln hübsch hinter mir, so daß ich weder den Löwen sehen noch auch Korn und Kimme der Büchse erkennen konnte. Als nun gar der Löwe mitsamt dem Eisen „angereift" kam, warfen die Boys die sofort verlöschenden Fackeln ins Gras, rannten fort, und ich stand im Dunkeln dem Löwen gegenüber. wie weit? Ich wußte es nicht. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich sah die großen, grünen Lichter des Raubtiers. Ich versuchte, zu schießen, schoß auch, repetierte und schoß noch einmal. Entsetzlich brüllte der Löwe dicht vor mir auf. Dann war alles still. Ich wußte nicht, ob, wo und wie ich den Löwen getroffen hatte. Vielleicht war er wieder aus dem Eisen heraus, vielleicht tot. Wer konnte es wissen! An diesem Abend mit Fackeln an die Stelle zu gehen, hatte keinen Zweck. Der vielleicht schwer kranke Löwe konnte sich dann noch weiterschleppen. Also warten bis morgen! Eine qualvolle Wartezeit. Noch ehe es wirklich Tageslicht war, ging ich an die Stelle, wo der Löwe mit dem Eisen gesessen hatte. Das Eisen war noch da, der Löwe nicht. Im Busch fand ich ihn dann, aber vollständig zerrissen von wilden Hunden.

Schutz der geistigen Entfaltung.

Von Dr. **Bruno Wille** (Friedrichshagen).

(„Berliner Tageblatt", 14. Nov.)

Mit der leiblichen Ernährung sei dem deutschen Volke die geistige sichergestellt. Im Gemeinschaftsboden schlummern Schätze, die hervorgearbeitet werden müssen, zahllose Ideenkeime, Talente und Persönlichkeiten. Nicht länger soll ein großer Teil des geistigen Nationalackers brach liegen, seine Ausnutzung kommt allen zugute. Auch mit der Bewirtschaftung nach engen Schablonen muß gebrochen werden. Keine Einseitigkeiten, keine Bevorzugungen!

Will Demokratie etwas Würdigeres sein, als eine neue Form des alten Gewaltstaates, so darf keine Mehrheit, obwohl sie regieren soll, es derart tun, daß Minderheiten sich vergewaltigt fühlen. Diesen muß vielmehr das Recht gewahrt bleiben, ihre Ueberzeugung weiter zu pflegen. Will Freiheit keine taube Nuß sein, so sichere sie als Menschenrecht: Geltung der geistigen Persönlichkeit, Duldsamkeit gegenüber jeder wohlmeinenden Ueberzeugung, Achtung vor den Minderheiten. Dies wünschen Millionen und dem soll die Nationalversammlung Rechnung tragen in unserer Staatsverfassung. Zu vermeiden ist sofort alles, wodurch ein Erbübel Deutschlands, der Parteihader, zum Aufbrennen gereizt werden könnte. Sämtliche Geistesrichtungen sollen den Segen der Freiheit genießen — nur dann dienen sie freudig dem Ganzen, und mit dem äußeren Frieden kommt der innere.

Besondere Rücksicht verdienen solche Minderheiten, deren Recht zwar theoretisch anerkannt ist, die aber praktisch noch als Stiefkinder behandelt werden, weil man sich nicht genug ihrer annimmt. — Um ein Beispiel anzuführen, nenne ich die Volksbildungs-Organisationen. Ungeheure Aufgaben hat unser Volk, hat Europa, hat die Menschheit jetzt zu bewältigen, und dazu bedarf man eines Aufschwunges der Bildung, so gewaltig, daß die bisherigen Schulen und Hochschulen nicht ausreichen. Tüchtige Ansätze in dieser Richtung sind schon vorhanden. Die Berliner Volksbühnen haben es zu schöner Blüte gebracht und zu einem Theater, das ein Muster ist. Zu einer bedeutenden Volkshochschule haben sich während des Krieges die Berliner Humboldt-Akademie und Freie Hochschule verschmolzen. Aber es fehlt ihnen an würdigen Lehrstätten für ihre Hörer, deren Ziel von 25,000 auf das doppelte anschwellen kann, so daß dann die geistige Wohnungsnot unerträglich ist. Möge hier der freie Volksstaat nebst der Stadt durchgreifend helfen, und rasch!

Unglücksfall in Berlin.

Wagen und Pferde im Kanal. Ein Doppelgespann geriet gestern abend infolge Unfugs von Kindern in den Neukölliner Schiffahrtskanal. Der Wagen versank sofort in den Fluten. Die angesträngten Pferde erhielten sich schwimmend so hoch, daß sie gerade noch mit den Nüstern aus dem Wasser hervorragten. So mußten sie sich fast eine Stunde lang halten, bis die zur Hilfe gerufene Feuerwehr herbeikam.

Ein Grabmal für Frank Wedekind. Der in Frankfurt a. M. lebende Bildhauer Benno Elkan ist von der Witwe Wedekinds beauftragt worden, für das Grab des Dichters ein Denkmal zu machen. Der Entwurf zeigt auf einem hohen, schmalen Sockel einen Pegasus, der auf einer Kugel „kapriziös balanziert". In halber Höhe des Sockels ist ein Medaillon des Dichters eingefügt, das sein charakteristisches Profil gibt.

Unsere Mißerfolge tragen uns manche „Freunde" als eine ihnen zugefügte Beleidigung nach.

*

Die Wohltätigkeit wird oft so weit getrieben, daß sie den andern weh tut.